WOHNGESCHICHTE

Promenade coopérative

Die Kalkbreite in Zürich gehört zu den komplexesten Wohngebäuden der Architekturgeschichte. Doch anders als berühmte Vorgänger lehnt sie die bestehende Stadt nicht ab und verfolgt eine pragmatische Vision.

Text: Andreas Hofer

Im Monty-Python-Film «The Meaning of Life» meutern Angestellte, die ein entfesselter Kapitalismus wie Galeerensklaven hält, sie hissen die Schutznetze am Baugerüst ihres Bürogebäudes als Segel, der Bau reisst sich frei, die Rebellen fahren zum Horizont – und entdecken dort, dass die Erde eben doch eine Scheibe ist. Bei der Kalkbreite ist dieser Film gewissermassen rückwärts abgelaufen. Über Jahre hat sich eine engagierte Gemeinschaft gebildet, hat in Arbeitsgruppen Konzepte ziseliert, sie in Plenen diskutiert und gemeinsam verabschiedet. Professionelle, partizipativ gestählte Macherinnen und Macher haben im Takt der rechtlichen, finanziellen und architektonischen Zwänge möglichst viel davon in ein Haus umgesetzt. Ein eigensinniges Wesen befreit sich nun aus den Baunetzen und nimmt seinen Ankerplatz im städtischen Gefüge ein.

Der Bau ist das Resultat eines partizipativen Prozesses, in dem die gesellschaftliche Entwicklung und die städtebauliche und soziale Konfiguration in seinem Umfeld die Ausgangspunkte bildeten. Er ist Ergebnis eines vierzigjährigen planerischen Ringens an diesem schwierigen Standort, ein Höhepunkt der aktuellen wohntypologischen Debatte in Zürich und ein Manifest in einer langen Geschichte des utopischen Städtebaus.

Burg und Labyrinth

Hinter dem putzigen, als Relikt des einst vorstädtischen Wiedikon bewahrten ehemaligen Restaurant «Rosengarten» wächst der Block achtgeschossig empor, folgt mit einer mächtigen Fassade der Badenerstrasse und senkt sich zum Bogen des Seebahneinschnitts im Südwesten. Er öffnet sich oben zum Ring, der eine Art Burghof umschliesst. Ein grosses Haus für 240 Menschen, die hier wohnen, 150, die hier arbeiten, und für die städtische Bevölkerung, die alle seine Angebote nutzt.

Ein Zugangstor mit einer imposanten Treppenanlage durchbricht diagonal die Schicht der Läden und Restaurants und erschliesst das Dach über der Tramhalle als städtischen Aussenraum. Hier liegen die spektakuläre Eingangshalle mit Réception und halböffentliche Räume. Sie schaffen die Verbindung zum Geflecht aus Korridoren und Treppenhäusern, die das tiefe Gebäude von innen her erschliessen und mit Lichtschächten nach oben öffnen. Ein Blick in die Treppenschächte zeigt die gewaltige Dimension des Hauses. Als Labyrinth mit endlosen Zimmerfluchten und grossen, verglasten Öffnungen, die Durchblicke in private Räume gewähren, gibt es sich eher kryptisch als transparent. Zuoberst liegt die Zinne mit Wäscheleinen und Photovoltaik an den Aufbauten und auf den übrigen Flachdächern. Von hier geht es über die gegen Süden wie auf einem Kreuzfahrtschiff über mehrere Stockwerke schräg abgeschnittenen Sonnendecks hinunter. Spaliere und Pflanztröge vermitteln ein Aussenraumgefühl zwischen Anbauschlacht und den hängenden Gärten der Semiramis. An der Südseite begrenzen offene Werkstätten den Hof; die Szenerie kippt erneut ins Burgartige.

Der soziale Kondensator

Die Kalkbreite stellt die konventionellen Grenzen zwischen privat und öffentlich, Wohnen und Arbeiten in Frage und kombiniert radikal verschiedenste Funktionen. Das riesige Gebäude mit Serviceleistungen, Zusatzfunktionen und flexibel nutzbaren Räumen verleitet zum Vergleich mit historischen Beispielen des utopischen Städtebaus.

In der jungen Sowjetunion bauten Moisei Ginzburg und Ignatij Milinis von 1928 bis 1932 in Moskau an einem Traum, den die historischen Ereignisse schon während seiner Bauzeit wieder zerstörten: dem Gebäude für Angestellte des Sowjetischen Finanzministeriums Narkomfin. In der nachrevolutionären Mangelwirtschaft strömte die Landbevölkerung in die Städte, es herrschte entsetzliche Wohnungsnot. Architekturverbände, Fachzeitschriften und politische Gremien führten Grundsatzdebatten über die sozialistische Lebensweise, insbesondere die Befreiung der Frau aus

ihrem häuslichen Sklavendasein. Diese mündeten in das Konzept des «sozialen Kondensators»: Die sozialistischen Menschen sollten zusammen arbeiten, kochen, essen, sich weiterbilden und Sport treiben, die Kinderbetreuung würde in Krippen und Horte ausgelagert und das Private im Wesentlichen auf das Schlafen in Kojen reduziert. Auch im Westen propagierten Architekten damals die Minimalwohnung als Lösung für die drängende Wohnungsfrage.[1] Doch ihre Kombination mit grosszügigen Gemeinschaftsräumen im Narkomfin-Gebäude – als Ausdruck eines umfassenden gesellschaftlichen Konzepts – blieb ein einmaliges, radikales Experiment. Allerdings ein kurzes. Nach Lenins Tod 1924 gewannen die gesellschaftlich konservativen Kräfte um Stalin an Macht. Noch während das Narkomfin-Gebäude im Bau war, schwenkte die Ideologie von modernistischem Radikalismus zu traditionelleren Formen – in der Familienpolitik ebenso wie in der Architektur. Freizeit, Sport und Kinderbetreuung blieben kollektiviert, doch die Frau gehörte wieder an den Herd, Kochen und Essen wurden als Funktionen der Familie in die privaten Räume zurückverlegt. Die beiden Architekten reagierten und ergänzten die Minimalwohnungen mit grösseren Einheiten.

Kaum war das Haus fertig, folgten jedoch Anpassungen, die es entstellten. Das freie Erdgeschoss und der Gemeinschaftstrakt wurden mit Wohnungen gefüllt. Den privaten Rückzugsräumen fehlte so die gemeinschaftliche Ergänzung, sie wurden zu engen, schlecht ausgestatteten Substandardwohnungen. Die bautechnischen Experimente, das mit Schlackenzementsteinen ausgefachte Stahlbetonskelett, die Flachdächer und die grossen Glasflächen verkamen ohne Pflege schnell. Obwohl es heute unter Denkmalschutz steht, firmiert das Gebäude auf einem der oberen Plätze der Unesco-Liste gefährdeter historischer Monumente.[2]

Faszinierend bleibt am Narkomfin-Gebäude die Entwicklung neuer architektonischer Konzepte aus einer konsequenten gesellschaftlichen Analyse. Private und halböffentliche Funktionen wurden in ein Wohnhaus mit gemeinschaftlicher Dachterrasse und ein Kollektivhaus mit Grossküche, Garderoben, Bädern, Gymnastikhalle und Leseraum getrennt. Die Brücken zwischen den beiden Gebäuden fungierten als Teil eines vertikalen und horizontalen Erschliessungsnetzes. Zwei Meter breite verglaste Laubengänge vor den Wohneinheiten mit sorgfältig als Pflanztröge gestalteten Brüstungen (eine Frühform des Urban Gardening) waren anfänglich dynamische Begegnungspunkte der Bewohnenden, ehe sie im stalinistischen Terror zu Zonen von gegenseitigem Misstrauen und Spitzelei wurden.

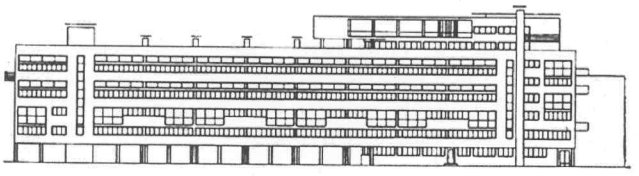
Selbst in seinem ruinösen Zustand beeindruckt der Schnitt des Hauses noch, der mehrere halbgeschossig versetzte Wohneinheiten mit Türen in enger Folge auf diesen Gang führt. Im Narkomfin-Gebäude sind die Elemente und Träume einer nachbürgerlichen Architektur angelegt: Komprimierte, private Flächen erlauben eine grosszügige Gemeinschaft und versprechen eine ökonomischere Befriedigung von Grundbedürfnissen. Gänge und Treppenhäuser werden zum kollektiven Raum, der die Wohnungen mit der Umgebung, Gärten und Dachterrassen verbindet.

Das Narkomfin-Gebäude und seine Geschichte zeigen, dass die Balance zwischen Privatheit und Gemeinschaftlichkeit entscheidend ist und dass neue Wohnkonzepte von der Hausgemeinschaft und von der Gesellschaft mitgetragen werden müssen. Besonders verwundbar war dieses frühe Experiment der architektonischen Moderne, weil es nicht nur neue Wohnformen, sondern auch einen neuen Städtebau vorschlug. Ähnlich wie etwas später Le Corbusier mit seinen städtbaulichen Visionen und seinen Unités d'Habitation und Karl Moser bei seiner Neuplanung des Zürcher Niederdorfs in den 1930er-Jahren lehnte es die bestehende Stadt mit ihren Strassen und Plätzen radikal ab. Die Gebäude richteten sich abstrakt an den Himmelsrichtungen aus, lösten sich auf Stützen vom Boden und entzogen sich so dem urbanen öffentlichen Raum. Ihre öffentlichen Bereiche bildeten keine belebten Strassenfronten, sondern waren Aktivitätsknoten in dreidimensionalen Skulpturen, die schlussendlich in ihrer Selbstbezogenheit verdorrten.

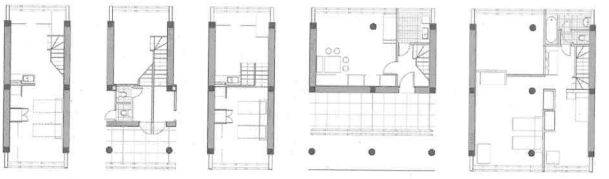
Das Narkomfin-Gebäude in Moskau.

Erschliessungsgang im Narkomfin-Gebäude.

Fotos: Werner Huber



Ansicht des Narkomfin-Gebäudes.



Wohnungsgrundrisse im Narkomfin-Gebäude.

Im Dialog mit der Stadt

Als postmodernes Projekt unterscheidet sich die Kalkbreite in beiden Punkten von ihren berühmten Vorgängern: Sie setzt auf Freiwilligkeit und auf den intensiven Dialog mit der Stadt. Die schwierigen Bedingungen des Grundstücks führen zwar auch hier zu einer vertikalen Organisation des Gebäudes, es ist aber stark mit dem städtischen Boden und dem Strassenraum verbunden. Der aufwendige partizipative Prozess, aus dem neben kollektiven Wohnmodellen der Autoverzicht, verbindliche Vorgaben für den Flächenverbrauch und eine komplexe soziale Organisation mit verschiedenen Arbeitsgruppen, Gremien und Organen entstanden, wird hohe Anforderungen an die Gemeinschaft stellen. Die Mitglieder der Genossenschaft können aber die Organisation und selbst gegebene Regeln jederzeit anpassen und verändern.

Die Einbettung in ein innerstädtisches Quartier im Wandel ermöglicht ein breites kommerzielles, gastronomisches und kulturelles Angebot, das eine Wohnsiedlung vergleichbarer Grösse an einem weniger attraktiven Standort nicht bieten könnte. Gleichzeitig macht es die Kalkbreite allerdings auch zu einem Aufwertungsmotor zwischen Langstrasse und Lochergut. Hier stösst das Projekt an die Grenzen seiner Wirkungsmacht. Sollte die Kalkbreite mit ihrer Attraktivität zur Verteuerung der Umgebung beitragen, stünde dies im Widerspruch zu ihren sozialen und ökologischen Ansprüchen, die die Genossenschaft mit den bewährten Mitteln des gemeinnützigen Wohnungsbaus (Belegungsvorschriften, Kostenmiete) nur in ihren eigenen Mauern garantieren kann.

Eine Hülle für einen nachhaltigeren Lebensstil

Beflügelt vom genossenschaftlichen Aufbruch in Zürich seit der Jahrtausendwende führt die Kalkbreite Ideen anderer junger Genossenschaften wie Karthago[3] und Kraftwerk1[4] weiter und verbindet sie mit aktuellen Diskussionen um demografischen Wandel, urbane Dichte, belebte Erdgeschosse, die Überlagerung von Wohn- und Arbeitsflächen und soziale Nachhaltigkeit. Der äussere Ausdruck bleibt dabei wohltuend zurückhaltend, die farbigen Putzflächen, die das Haus im städtischen Kontext verankern sollen, wirken fast zu brav und ein wenig ratlos. Das Haus konzentriert sich auf die Grundideen des Konzepts und die situativen Gegebenheiten. Klug ist, dass die aussergewöhnlichen statischen Anforderungen, die sich aus der Überlagerung mit der Tramhalle ergaben (vgl. «Vielteiliger Monolith», S. 28), dem Gebäude eine technische Robustheit verleihen: Die Grundstruktur bleibt einfach, die Innenwände sind alle nichttragend. Zusammen mit den raumhohen Türen, den vielen Durchblicken quer durch Lichtschächte und Flure, einem Innenausbau aus massivem Eichenholz, knallfarbigen Treppenhäusern und brutal simplen Details entsteht ein provisorischer, spielerischer, aber gleichwohl wohnlicher Charakter – und falls sich gewisse Nutzungen nicht bewähren sollten, kann einfach umgebaut werden.

Doch vorerst darf man gespannt sein, wie sich die ideologiearme Kollektivität bewährt. Vielleicht ist die Zeit in einer der reichsten Städte der Welt dafür reif, auf gewisse private Schwimmhilfen zu verzichten. Vielleicht haben tatsächlich genügend Menschen in Zürich das Bedürfnis und die Fähigkeit, Gemeinschaftlichkeit ernsthaft zu leben und nicht mehr nur als nette fakultative Ergänzung zum privaten Glück zu sehen. Daran kranken ja die herkömmlichen Gemeinschaftsräume: Ihnen fehlt der existenzielle Sinn. Ist die Zeit des gemeinsam Selbermachens, des Teilens und Tauschens angebrochen? Dies wäre eine gute Botschaft für alle, die sich unsere Gesellschaft nachhaltiger wünschen. •

Andreas Hofer, Architekt ETH, hofer@archipel.ch

Anmerkungen

1 Andreas Hofer: Von der Familienwohnung zum Cluster-Grundriss, TEC21 7/2011, S. 23–31.

2 Verschiedene NGO setzen sich für die Renovation des Narkomfin-Gebäudes ein. Einen Eindruck vermittelt das Foto- und Videoprojekt www.narkomfin.net. Die Geschichte des Hauses erzählen mit guten Plangrundlagen Aurora Fernández Per, Javier Mozas und Álex S. Ollero im Buch «10 Stories of Collective Housing», a+t research group, Vitoria-Gasteiz 2013.

3 Vgl. TEC21 6/2006, S. 11–14. Karthago ist an der Kalkbreite beteiligt und steuerte das Konzept für einen Grosshaushalt bei.

4 Vgl. TEC21 42/2001.